

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Schicksale.

Roman von Heinrich Kornfeld.

(Nachdruck verboten.)

(Amerikanisches Copyright by Carl Dunker 1914.)

(Fortsetzung.)

Da hob er den Kopf und starrte wie erwachend aus wüsten Fieberträumen um sich. Und erhob sich mühsam. Und tastete mit flatternden Händen nach seinem goldenen Stuhl, dem er eine Zigarette entnahm und diese anzündete. Ein halbbugend hastiger Zug — der Nikotin peitschte die Nerven wieder auf.

Ein Zusammenstraffen — ein Aufeinanderknirschen der Bahne — ein jähes Zurückwerfen des Kopfes... Alphonse de Marsillargues hatte seine Kreaturenschwäche überwunden. Mochte Plan und Anschlag auch von dieser Stunde an sinnlos geworden sein — er gab sie nicht auf! Nun gerade nicht! Aus Haß — aus... dem Instinkt, der hier jener Verbrennung natur heraus, die in ihm geschlummert, die jetzt erwacht war und ihr Opfer suchte.

Wenn alles um ihn zusammenbrach, wenn er stürzte — im Fall riß er noch einen Menschen mit sich.

Eine Frau — die er nicht liebte, die ihm aber hätte Rettung bringen können und die doch kühl lächelnd seinen Antrag abgelehnt.

Eine Deutsche.

Jutta Marquise de St. Chamant.

Die riß er mit sich.

Und als er jetzt vor den Spiegel trat, da erschraf er nicht einmal vor seinem Gesicht, das einen neuen Menschen zeigte! Keinen Menschen — ein Raubtier.

Sie war ihm entgegengeeilt; sie hatte bald die Arme gehoben, als wolle sie sich ihm an die Brust werfen in Sehnsucht und Glück, ihn wiederzusehen... und verhielt jetzt doch den Schritt und stand betreten da und murmelte:

„Du wünschtest mich zu sprechen, Alphonse?“

„Ja.“

„Aber weshalb hier draußen in dem verstecktesten Winkel des Parks, weshalb nicht auf der Diele? Es ist doch kein Geheimnis, daß wir uns kennen! Ich bin doch erst durch deine Vermittlung hierher gekommen nach St. Chamant. Weshalb also tust du so geheimnisvoll?“

„Weil ich meine Gründe dazu habe.“

„Ich verstehe dich nicht.“

„Ich wünsche nicht, daß man unser Gespräch belauscht — das ist alles.“

Die schenen Augen Marguerite Barrels folgten ihm unablässig, wie er ruhelos vor ihr auf- und abwanderte. Dann ließ sie sich nieder. Es war da eine kleine losige Rasenbank, hinter der aus blühenden Syringensträuchern der Torso einer marmornen Venus herauslugte.

Und im Schatten dieser Syringen saß die kleine Marguerite Barrel und hielt die Hände im Schoß gefaltet und wartete.

Mußte lange warten, bis ihr Herzliebster endlich vor ihr stehen blieb.

Und dann sah sie ein Lächeln über sein Gesicht gleiten — doch es war ein Lächeln, das sie noch nie an ihm bemerkt hatte und das ihr das Herz schwer machte.

Mit soviel guten Vorsätzen hatte sie seiner all die Zeit gedacht. Mit soviel Treue hatte sie ihren unfreiwillig übernommenen Pflichten nachgelebt; mit soviel glückseliger Sehnsucht war sie ihm entgegengeeilt... und nun lächelte er so!

Sie sagte leis und hilflos:

„Seltsam siehst du mich an, Alphonse.“

Jetzt lachte er kurz auf.

„Du ich das, Kleine?“

„Weißt du es gar nicht, Alphonse?“

„Ich vermute, Marguerite, deine Augen sind zu scharf, du bist überempfindlich geworden. Vielleicht macht das die Zeit der Trennung.“

„Du bist ein Ahrer, Alphonse.“

„Das willst du in diesen wenigen Minuten bemerkt haben?“

„Ich fühle das, Alphonse.“

Er hob halb die Hand in lässiger Abwehr.

„Ah haß — Marguerite, jetzt bist du eine richtig: kleine Pariserin mit überempfindlichen Nerven. Sei nicht töricht — ich bin derselbe Alphonse de Marsillargues, den du in Paris verliebest. Vielleicht, daß mich die scharfe Autotour des gestrigen Tages und das Leichenbegängnis etwas mitgenommen haben. Eine gewisse Abspannung — das gebe ich zu. Alles Andre aber ist törichte Einbildung.“

In ihren Augen glomm ein scheues Lichtlein auf. Wie wiedererwachende Hoffnung.

„Wenn du es sagst, Alphonse — ich wäre ja so glücklich. Ich habe Tag und Nacht an dich denken müssen. Und immer wenn ich an dich dachte, dann sah ich dich so, wie du oft zu mir lieb und zärtlich und rücksichtsvoll gewesen bist; wie du dich um mich sorgtest, wie du mir gut zusprachst und mir von unserer Zukunft erzähltest. Das ist lange her, Alphonse — und es war doch so schön immer!“

Alphonse de Marsillargues schien das Letzte überhört zu haben. Er ließ sich neben ihr nieder. Er ergriff ihre Hand; er versetzte behutsam — und durch seine Stimme drängte sich wieder etwas wie die Erinnerung an gemeinsame Pariser Stunden des Glückes:

„Die Entscheidung über unsere Zukunft liegt fortan bei dir, meine kleine Marguerite. Einzig bei dir.“

„Bei mir, Alphonse?“

„Das sagte ich eben.“

„Chéri — ich bin ein hilfloses armes kleines Mädelchen. Ich besitze nicht so vornehme Verwandte wie du. Ich hab nicht deine Energie und deine Klugheit und dein Wiß.

Ich hab immer zu dir aufgesehen und hab mich immer an dich angelehnt und hab immer alles von dir erhofft — wie könnte da die Entscheidung über unsere Zukunft in meiner Macht liegen.“

Er ließ ihre Hand frei; er erhob sich wieder; die Nervosität trieb ihn hoch, daß er abermals vor der kleinen Rasenbank auf und nieder zu wandern begann.

„Und doch ist es so, Marguerite.“

„Dann erkläre mir das, Alphonse.“

„Ich will's tun, soweit der Augenblick solche Erklärungen zuläßt.“

„Ich weiß — du begreifst nicht, welchen Zweck ich damit verfolgte, als ich dir diesen Aufenthalt in St. Chamant verschaffte. Sei nicht vorzeitig neugierig, Marguerite. Sei es auch nicht, wenn ich dir jetzt einen Auftrag gebe.“

„Einen Auftrag?“

„Den du mühelos und bis ins geringste genau erfüllen kannst, ohne dich irgend welchen Gefahren oder Unannehmlichkeiten auszusetzen.“

„Und wie lautet dieser Auftrag?“

„Verschaffe mir binnen acht Tagen eine genaue Liste der Namen aller deutschen Offiziere, die augenblicklich im Kavalleriehaus von St. Chamant einquartiert sind. Gib mir eine Aufstellung der einzelnen Zimmer des Kavalleriehauses und zu welchen Zwecken diese Räume dienen. Und besorge mir schließlich einen Grundriß dieses Kavalleriehauses, aus dem ich die Lage der Räumlichkeiten ersehen kann, die nicht von deutschen Offizieren bewohnt sind — also Bodenräume, Diebstahlzimmer, Kellereien. Besonders die Lage der Kellereien interessiert mich.“

Marguerite Barrel hatte ihn atemlos und mit gespannter Aufmerksamkeit angehört. Und noch ehe er zu Ende gesprochen, fühlte sie schon wieder jene wesentliche schattenhafte Angst, jenes unerklärliche Entsetzen, jenes qualvolle Bangigkeitsgefühl, das sie schon einmal vor ihm und seinen geheimnisvollen Worten ergriffen. Von dieser Angst hatte sie sich in den letzten Wochen der Einsamkeit und der Sorge an einem Krankenbett gewaltsam wieder freigemacht. Hatte es vermocht, Alphonse de Marsillargues nur in Liebe und Sehnsucht zu gedenken.

Jetzt aber war diese Angst wieder da — dies Entsetzen — dies Bangigkeitsgefühl.

Sie erhob sich unwillkürlich.

Sie vertrat ihm den Weg, daß er den Schritt verhalten mußte.

„Wozu willst du das alles wissen, Alphonse?“

„Krag nicht, Kind.“

„Wozu willst du das alles wissen, Alphonse?“

Marguerite!“

Aber die leise Drohung, die jählings in diesem einen Wort aufwachte, die schreckte sie nicht. Die Angst vor dem Unbekannten trieb ihr die Worte über die Lippen.

„Du warst doch auf St. Chamant seit Jahren häufig zu Gast. Du stehst zu deiner Cousine in einem nahen verwandtschaftlichen Verhältnis. Du darfst hier ungehindert ein- und ausgehen. . . weshalb betraust du mich jetzt mit heimlichen Aufträgen? Weshalb hast du dir das Haus nicht selbst angesehen? Weshalb hast du deine Cousine nie nach all diesen Dingen gefragt?“

„Weil mir an diesen Wissenschaften früher nie etwas gelegen hat. Weil ich sie erst heut brauche.“

„Was hast du vor, Alphonse?“

Da trat er dicht zu ihr heran und legte ihr beide Hände auf die Schulter und sah ihr tief in die Augen.

„Was ich vorhabe, kleine Marguerite? Ich habe vor — die Entscheidung über unsere Zukunft und unser gemeinsames Glück in deine Hände zu legen!“

Seine körperliche Nähe; der weiche kosende Ton seiner Stimme; die berausenden Möglichkeiten, die sich hinter seinen Worten aufredten — wie ein Fieber wollte es Marguerite Barrel erfassen.

Aber seine Augen — diese großen dunklen zärtlichen Augen, in denen sich ihre Seele so oft versungen hatte — diese Augen, die auch heute versprachen und lockten. . . und doch — dies fremde kalte gefährliche Leuchten, das tief auf ihrem Grunde brannte.

Margarete Barrel wußte nicht, was sie tat, als sie die Hände Alphonse de Marsillargues von ihren Schultern herunterriß. Wußte nicht, was sie tat, als sie ihn heiser und halbersticht entgegenstrebte:

„Mein — was tu ich nicht, Alphonse! . . . das tu ich nicht!“

Und wandte sich von ihm und hastete fort und jagte durch die Kieswege.

Mein — die kleine sanfte Marguerite Barrel wußte nicht, was sie tat, als sie die Nähe Alphonse de Marsillargues floh; als sie den Mut fand, ihm zu trotzen; als sie das, was sie für ihr Glück gehalten, all die Monate und Jahre — als sie das mit eigenen Händen in Stücke brach.

Und konnte doch nicht anders handeln — weil etwas in ihr erwacht war, dem sie willenlos erlag, dem sie opferte, was ihrer Seele Seligkeit gewesen.

Vielleicht ist in mancher einer Frau dies Unerklärliche, dies Gewaltige, dies Elementare — vielleicht ist es in manchen von ihnen zu der Stunde, wo sie zur mater dolorosa werden, wo sie ihr bißchen armseliges irdisches Glück mit zuckenden Händen von sich tun, wo sie demütig sich beugen und zur Kreuzträgerin werden.

Vielleicht in solcher Stunde. . . und grübeln nachher ein ganzes endloses graues Leben, was sie zu solchem Tun getrieben.

Auch Alphonse de Marsillargues hatte den Platz vor der verschwiegene Rasenbank verlassen. Nicht in Eile. Nicht eine Sekunde hatte er den Versuch gemacht, der davonstürzenden Marguerite Barrel nachzueilen. . . dieser Gedanke kam ihm gar nicht. Dazu begriff er überhaupt noch viel zu wenig, was sich da eben vor seinen Augen und Ohren ereignet. Da mußte wohl erst eine halbe Stunde ruhigen konzentrierten Ueberlegens vergangen sein, ehe ihm die Erkenntnis dessen kam, was geschehen.

So glück er mehr einem von jählings vor ihm niederschmetternden Blitzschlag halbbetäubten Menschen, als er sich abwandte und den Platz verließ, zwischen dem blühenden Unterholz des Parkes verschwand.

„Attention!“

Und wie dem Oberstabsarzt Dr. Hartmann dies kurz und scharf zugerannte Wort ans Ohr schlug — da fühlte er auch schon auf dem Uniformärmel eine Hand, die sich um seinen Arm legte, ihn energisch zurückhielt.

Blitzschnell drehte er sich um.

Hinter ihm stand ein Mann. . . ein kleiner corpulenter Herr mit dem typischen französischen Henri quatre; unruhigen krellen Augen; wüßligem rabenschwarzem Haar, von dem ihm eine dicke glänzende Strähne unter dem Hutrande hervorgetrochen war und über die Stirn fiel.

Der lange dünne Oberstabsarzt starrte den kleinen Dicken an, starrte ihm in die krellen Augen und überlegte, wo er diesen Mann schon mal gesehen. Dem irgendwo war ihm der begegnet. Ganz sicher. Und erst kurze Zeit mußte es her sein.

Die Gedanken seines Gegenüber schienen den gleichen Weg gewandert zu sein. Denn jetzt nahm er die Rechte von dem Uniformärmel, zog den Hut und verbeugte sich kurz:

„Ich bin der Doktor Darragon aus Paris. Ich kam in Begleitung des Herrn de Marsillargues gestern in St. Chamant an, um der alten Marquise auf ihrem letzten Wege das Ehrengelock zu geben.“

Richtig — jetzt entsann sich der Oberstabsarzt. Gestern am Grabe hatte neben dem Verwandten der jungen Marquise dieser kleine dicke Herr gestanden.

Wie aber — zum Teufel. . . wie kam es, daß dieser Kerl sich jetzt hier an diesem menschenverlorenen Ort befand?

Hier zwischen den Strygenbüschen neben der marmornen Venus? Hatte er schon lange hinter ihm — dem Doktor Hartmann — gestanden? War er gleichfalls unfreiwillig Zeuge des Gesprächs zwischen Alphonse de Marsillargues und Marguerite Barrel geworden? Oder. . . hatte ihn eine bestimmte Absicht getrieben, Zuhörer dieser Auseinandersetzung zu werden?

Dem langen Oberstabsarzt wirbelten in dieser Sekunde noch tausend andere Fragen und Vermutungen durch den Kopf; er gab sich gar keine Mühe, sie sofort zu klären und zu ordnen — dazu würde später Zeit sein.

Jetzt wollte er nur für das Eine Rechenschaft haben.

„Warum haben Sie mich eben zurückgehalten, als ich dem Herrn de Marsillargues folgen wollte?“

„Weil Sie alles verborgen hätten, mein Herr.“

„Was — alles?“

(Fortsetzung folgt.)

Deutsprüche Hamiltar von Fölkersahms. *)

Die Schwermut des Deutschen, so oft von anderen belächelt, entsteht nicht aus der Unfähigkeit, das Leben zu genießen, sondern ist Folge des vollständigen und tiefen Bedürfnisses dazu. Der Südländer sucht Genuß, der Engländer Behaglichkeit und Zufriedenheit, der Russe wie der Orientale Macht und Glanz, der Franzosen das Vergnügen und sie alle finden es oft, — den Deutsche sucht Glück und findet es nie.

Für den Deutschen hat der Gedanke Wirklichkeit, bei dem Franzosen fehlt der Wirklichkeit oft der Gedankeninhalt; darum macht der Deutsche langsame Fortschritte, selten aber einen Rückschritt, während der Franzose unzählige Male auf dasselbe zurückkommt. Nichts ist dem Franzosen leichter, als sich von einem Aufstande, der ihm nicht paßt, zu befreien und einen entgegengesetzten herbeizuführen, nichts ihm schwerer, als sich von einer Idee zu befreien, weil er sie immer nur in der Erhebung zertrümmert, nicht überwindet. Der Franzose ist ein stinker Schmitter, der das Unkraut, sobald es seine Pflanzen zu überwuchern sucht, rasch und mit starker Hand abmäht, wenn er auch diese selbst trifft und zerstört, bald sproßt es aber von neuem, und so wird er nie fertig. Der Deutsche kann es nicht übers Herz bringen, was ihm gut scheint zu gefährden, er zieht es vor, das Unkraut emsig und vorsichtig mit der Hand zu entfernen, er läßt immerfort, aber es wird dann auch wirklich rein. Nicht die gewaltigen Sprünge allein, welche Frankreich und andere Nationen vor- und rückwärts gemacht haben, um sich von manchem Mißverständnis zu befreien, das wie ein Nap auf den Menschen und auf dem Leben lastete, werden die Wahrheit fördern; noch mehr die philosophische Bewegung des Deutschen, welche solche Mißverständnisse nicht nur beiseite schiebt, sondern sie verzehrt. Es ist Deutschlands Aufgabe, die Gespenster, welche das neugefaltende Leben der Menschen und Völker durch ihren unheimlichen Spuk stören, auf immer in ihre Gräber zu bannen.

In der Wiege war man glücklich und wußte es nicht, am Altare glaubt man es zu werden und ist es selten, am Grabe gibt man es auf und wird es.

Das Leben ist nur deshalb so kurz, weil wir so viele Stunden und Tage gar nicht leben.

Nichts ist übler, als wenn der Mensch nie mit sich selbst allein sein kann, d. h. wenn er sich immer selbst bezieht, protokolliert und inquiriert; wenn er keine Gefühle mehr haben kann ohne Worte oder Gedanken, keine Andacht ohne Gebet, ohne Bitter, keinen Schmerz ohne Trost, kurz keinen schönen, großen oder schrecklichen Augenblick ohne Protokoll, ohne daß er sich selbst fragt: warum? und antwortet; darum. Er gleicht jenem, der die Raphaelische Madonna mit einer Lupe befaß.

Wißt du wissen, ob du wahrhaft liebst, so frage dich nicht, ob du an der Seite dieses Mannes glücklich sein könntest, frage, ob du auch unglücklich an seiner Seite bleiben möchtest.

Das Wissen ist rings vom Meer des Glaubens umflossen; je größer das Eiland, um so größer das Gestade.

Der Erfahrene weiß stets, was es an der Zeit ist, der Un-
fahrene nur, wenn die Uhr schlägt.

Wenn es einen Teufel gibt, so nimmt er von den Menschen in dem Augenblick Besitz, wo er das Wort „Ich“ aussprechen lernte. Aber er wird besiegt und gebannt, sobald das Wort „Du“ an die Stelle tritt.

*) Aus dem Baltenbuch. Herausgegeben von Paul Mohrbach. Mit vielen Bildern. 1.90 M. Der gelbe Verlag Dachau b. München.

Meinem Bruder. *)

Erst stand im Graben ich, feindwärts den Blick gewandt,
Du stältest dich und rittst durchs heimatische Land.
Ich kam zurück, du gingst an meiner Statt hinaus
Und harrestest treu ein Jahr in manchem Kampfe aus.

Nun stehen wir zu zweit gen unsern alten Feind,
Es ist nicht Liebe nur, die brüderlich uns eint,
Es ist derselbe Haß, die Treue bis zum Tod
Dem deutschen Vaterland und seiner heil'gen Not.

*) Aus dem „Champagne-Kamerad“, Feldzeitung der 3. Armee.

Wenn wir im Morgenlicht die welschen Gräber seh'n,
Dann wissen wir, wofür wir hier im Felde steh'n:
Daselbe liebe Haus, derselbe liebe Kreis,
Sie machen unser Blut und unsern Mut so heiß.

Wir Brüder bleiben hier, so lang' der drüben prahlt
Und wollen eh'r nicht ruh'n, bis uns der Sieg besraht.
Gott schenke uns den Tag, wo wir uns wiederseh'n
Und nach erfüllter Pflicht zusammen heimwärts geh'n.

Vigwachtmeister Werner P o d.

Vermischtes.

* Hamburgs Volksernährung im Kriege. In der heute so überaus wichtig gewordenen Frage der Volksernährung zeichnete sich die Organisation Hamburgs durch frühzeitiges Erkennen der Bedürfnisse und übersichtliche Regelung besonders aus. Wenn man das, was in Hamburg vom 2. August 1914 bis heute geleistet wurde, nach einer umfassenden Darstellung überblickt, wie sie der Physikus und Stadtarzt Dr. O. J. Steveling in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ bietet, entrollt sich ein Bild ebenso sinnvoller wie opferwilliger Zusammenarbeit, die alle Hemmnisse im Gefolge des Krieges verhältnismäßig leicht zu überwinden vermochte. Gleich zu Kriegsbeginn lastete die schon am 2. August 1914 ins Leben gerufene Hamburgische Kriegshilfe ihre Aufgabe mit großem Eifer an. Der Ausschuss für Volksernährung nahm die Belehrung der Hausfrauen durch Vorträge, Schriften und praktische Vorführungen in die Hand und verbreitete bisher 14 Flugblätter mit Kochvorschriften in 96 800 Exemplaren. Das kleine Hamburger Kriegskochbuch allein hat bereits eine Auflagehöhe von 24 200 erreicht. In der Zeit vom 1. März 1915 bis zum 1. März 1916 zählte die 325 Abendkochvorführungen 13 102 Teilnehmerinnen, die 325 Tageskochvorführungen 2561 Teilnehmerinnen. In der Frage der Massenernährung leistete der seit dem 17. November 1887 in Hamburg bestehende Verein für Volkstafelhallen die wertvollsten Dienste. Vom Mai 1915 an wurde die Massen- speisung durch den Speisungsausschuss der Hamburger Kriegshilfe endgültig einheitlich geregelt. Über davon ganz unabhängig haben die Volkstafelhallen fast alle ihre Verträge uneingeschränkt weitergeführt. Im April 1916 wurden in der inneren Stadt zwei Hallen eröffnet, in denen zum Selbstkostenpreis von 40 Pennig Mittagessen an Beamte zum Abholen abgegeben wird. Ende Mai 1916 betrug die Tagesabgabe bereits 2000 Liter. Aus den Volkstafelhallen erhält auch der wohltätige Schulverein täglich mehrere tausend 1/2-Liter-Portionen kostenfrei für bedürftige Volksschulkinder. Den Kriegsbedürfnissen der Gesamtbevölkerung dient die Arbeit des Speisungsausschusses der Hamburger Kriegshilfe, der bis heute nicht weniger als 78 Kriegsküchen eingerichtet hat. Die Leitung dieser Unternehmungen wird von ehrenamtlichen Personen besorgt und besitzt neuerdings auch einen technischen Sachverständigen, der alle baulichen Anlagen, besonders die Kessel, beaufsichtigt und für neue Abzüge, Lüftungen usw. zu sorgen hat. Das Essen kann sowohl an Ort und Stelle verzehrt wie auch abgeholt werden. Eine wichtige Hilfe bot in Hamburg auch die Hebung des Gemüseanbaues in Kleingärten, den sog. Familiengärten. Die Patriotische Gesellschaft, die diese Aufgabe übernahm, hat im Jahre 1916 in 83 getrennt liegenden Flächen 1434 964 Quadratmeter Gartenland in Einzelstücken von 200—600 Quadratmetern an 322 Familien abgegeben, außerdem 244 882,8 Quadratmeter an vier Gartenbauvereine. Der Ertrag aus diesen Familiengärten entlastet die Kriegsküchen in höchst vorteilhafter Weise. Die Landeszentrale für Säuglingsschutz endlich sichert jedem Säugling in Hamburg wöchentlich 300 Gramm Zucker, 350 Gr. Weizen- oder Hafermehl und monatlich 500 Gr. Seife; der Bezug von 1 Liter Vollmilch für Säuglinge war bereits seit dem 6. Dezember 1915 auf Vorrangsmeldefarten gesichert.

* Die Kriegsbedeutung des Weidenstrauches. Im Rahmen der entsprechend den Kriegsbedürfnissen erweiterten Ausnützungsmethoden der verschiedensten Pflanzenarten für unsere heimische Industrie wurde in letzter Zeit auch häufig auf die Bedeutung des Weidenstrauches hingewiesen, der im Frieden durchaus nicht in all seinen Bestandteilen verwertet worden war. Wenn nunmehr unsere Landwirtschaft immer wieder auf das Lohnende des Weidenanbaues aufmerksam gemacht wird, so hat dies seinen wichtigsten Grund in der Möglichkeit, aus der Rinde der Weiden einen äußerst zweckmäßigen Ersatz für die heute immer seltener gewordenen Bastfasern zu gewinnen. Ueberhaupt ist die Verwendung der Weidenruten sehr vielseitig, und der Verbrauch an Weiden- geslecht ist im Kriege besonders wegen der so massenhaft benötigten Geschloßkörbe außerordentlich gestiegen. Während man schon immer die Weide als Flechtwerk verarbeitete, wobei die Ruten geschält werden müssen, hat man es bisher meist verachtmitt, auch den Abfall der Weidenstrahlindustrie, dessen Gesamtproduktion in Deutschland ungefähr 10 000 Tonnen jährlich beträgt, gewinnbringend zu verarbeiten. Meist wurde der Abfall, die sog. Weidenstrahle, weggeworfen, als Brennmaterial benutzt oder bestenfalls zum Blumenbinden in den Gärtnereien verwendet. Bei dem heutigen Prinzip aber, das die intensivste Ausnutzung aller Abfallstoffe erfordert, kann, wie die „Umschau“ in einem Artikel über den Weidenstrauß als Bastfasertlieferant ausführte, durch Verarbeitung

der Weidenschälrinde der durch die unterbundene Einsuhr entstandene Mangel an Bastfasern reichlich ersetzt werden. Bereits seit einigen Monaten ließ die Königl. Feldzeugmeisterei Bergerlach aus Weidenrinde herstellen, und durch Verspinnen der Weidenfasern mit Baumwolle ist es auch gelungen, einen vollwertigen Juteerfab zu gewinnen. Um zur Bastfaserbereitung weiter verarbeitet zu werden, muß die Weidenschale völlig lufttrocken sein. Für 100 Kg. solcher lufttrockener Weidenrinde werden 4—5 M. bezahlt. Die Rinde besteht zu 15—20 Prozent aus Bastfasermaterial, und bei dem Verstellungsprozeß läßt sich übrigens auch ein wertvoller Gorbstoff als Nebenprodukt gewinnen. Aus den genannten Gründen empfiehlt sich der Weidenanbau namentlich für Kleinbauern, die niedrig gelegenes und wasserreiches Gelände besitzen. Die Kultur der Korweiden verursacht so gut wie gar keine Kosten und wird schon im zweiten Jahre nach Beginn der Anlage rentabel.

* **Neue optische Bahnsignale.** Eine sinnreiche Verbesserung im Eisenbahnsignalwesen wurde jüngst in Amerika mit Erfolg ausprobiert. Die bisher gebräuchlichen Signaleinrichtungen bestehen bei Tage aus den Signalmasten beweglichen Signalarmen, und die verschiedenen Stellungen des Armes drücken die bestimmten Zeichen aus. Bei Nacht werden Laternen mit verschiedenfarbigen Gläsern benutzt, wobei die einzelnen Farben den Stellungen des Signalarmes am Tage entsprechen. So gut sich diese auf allen Bahnen üblichen Einrichtungen bewährt haben, so besitzen sie doch den Fehler, daß durch die Verwendung mehrerer beweglicher Teile immerhin Störungen möglich sind. Dies zu beseitigen, ist der Zweck der neuen Signalmethode, die nach einer Besprechung im „Prometheus“, bei der amerikanischen Pennsylvania-Eisenbahn eingeführt wurde. Es wurden nämlich auf einer elektrisch betriebenen Strecke dieser Eisenbahngesellschaft die Signalarms und farbigen Laternen völlig beseitigt und für den Tag- sowie auch für den Nachtbetrieb lediglich durch Lichtsignale ersetzt. Der Einfachheit halber sind die elektrischen Lichter alle von gleicher Farbe, und die Bedeutung wird ihnen durch die verschiedenartige Form der Anordnung gegeben. So bedeuten z. B. 8 Lichter, in zwei wagerechten Reihen zu je 4 übereinander angeordnet, „Halt“; eine wagerechte Lichtreihe und eine mitten darauf stehende senkrechte zu je 4 Lichtern bedeuten „Freie Fahrt“ usw. Das System entspricht ungefähr den in allen Großstädten bekannten Lichtreklamen an Häusergiebeln, bei denen durch verschiedenartige Schaltungen der einzelnen Lampen jedes beliebige Wort oder Zeichen gebildet werden kann. Diese neuen Signaleinrichtungen sind bei Tag und bei Nacht auf eine Entfernung von etwa 3600 m zu sehen und auf den Signalbrücken so angeordnet, daß dem Führer des Triebwagens noch ungefähr eine Strecke von einem Kilometer bleibt, um den Zug vor dem Signal anzuhalten oder einen anderen gegebenen Befehl auszuführen. Um die Lichtsignale auch bei Tag vollkommen sichtbar zu machen, ist hinter den Lampenreihen eine dunkle Fläche angebracht. Neuartig und äußerst praktisch ist auch der Umstand, daß das Stellen der Signale, das Schalten der einzelnen Lichtbilder usw. durch die fahrenden Züge selbst mit Hilfe von Schienenkontakten bewirkt werden kann.

* **Was man nicht tun sollte.** Unter diesem Titel rügt der „Daily Chronicle“ das nach wie vor ebenso egoistische wie unpatriotische Verhalten der sog. „besseren Klassen“ in London, wobei einige charakteristische Beispiele angeführt werden. „Wenn Ihr geseht“, so sagt das Blatt, „im Hydepark auf einem bestimmten Stuhl in der großen Allee gesehen hättet, so wäre es Euch möglich gewesen, das Gespräch zweier übermodernen und allzu reich gekleideter Damen, die den oberen Ständen angehörten, zu belauschen. Und ich glaube, Ihr hättet dabei schwerlich kaltes Blut bewahrt. Sie sprachen nämlich vom Essen in den teuren Hotels, äußerten sich verächtlich über Preise, die ganze Familien glücklich machen könnten und versanken dann in eine langwierige Erörterung der Eigenschaften verschiedener Champagnerorten. Solche Unterhaltungen mitten in dieser furchtbaren Kriegszeit kann man überall belauschen. Es ist dies einer der wichtigsten Punkte in der Liste dessen, was man nicht tun sollte. Ueberhaupt wäre es am Plage, dabei ein wenig bescheidener zu sein. Das fortwährende Gerede über Luxus und Unnehmlichkeiten ist nichts weniger als erfreulich für die Soldaten. Wenn ein Mann nicht Khati trägt, hätte er allen Grund, sich möglichst ruhig zu verhalten. Und wenn man seine Taschen mit Kriegsgewinn gefüllt hat, so braucht man deswegen nicht — wie das bei uns überall zu beobachten ist — das Geld durch den Besuch von drei Varietésbühnen an einem Abend hinauszuwerten, es in den kostspieligsten Theatertagen und unsinnigsten Klubsessen zu vergeuden. England erwartet, daß jedermann seine Pflicht tut!“ so lautete eine der ersten Kundmachungen Lord Kitcheners, aber was wir bis heute dabei erleben, ist nichts weniger als ein Beweis dafür, daß diesen Erwartungen entsprochen wird.*

* **Morgensuppen.** Der Kriegsausbruch für Kaffee, Tee und deren Ersatzmittel teilt zu der von ihm unlängst ausgegangenen Mitteilung über die Bereitung von Morgensuppen mit, daß die Herstellung der als Ersatz für den mangelnden Kaffee in Betracht kommenden Suppenwürfel eine Verzögerung erlitten hat und diese

insolgedessen zurzeit noch nicht in der angeforderten Menge dem Verbrauch zur Verfügung gestellt werden können. Das Fehlen dieser nahrhaften Suppen wird in der jetzigen Jahreszeit zweifellos nicht so sehr gefanden werden, da gerade zur Sommerzeit der Bedarf an warmen, fetthaltigen Speisen nicht so dringlich ist, andererseits gerade die Sommer- und Herbstmonate wertvolle Nahrungsmittel in reichlicher Menge wieder auf den Markt bringen. Kartoffelsuppen, Gemüseggerichte und Obstsuppen können jetzt an die Stelle der knapp vorhandenen Nahrungsmittel treten und auch die zurzeit noch fehlenden Suppen ersetzen. Ein reichlicher Gemüse- und Obstverbrauch ist nicht nur aus diesem Grunde zu empfehlen, sondern sogar durchaus wünschenswert, damit die leichtverderblichen, zum Teil nicht zur Aufbewahrung geeigneten Früchte nicht zugrunde gehen und mit ihnen zugleich hohe Nährwerte verloren werden.

* **Durchkauen!** Als vor längerer Zeit in den Blättern auf die Bedeutung des Kauens beim Essen aufmerksam gemacht wurde, lachte man vielfach; denn damals spürte kaum jemand im Essen etwas vom Krieg. Heute ist die Lage anders. Obwohl unsere Nahrungsmittel ausreichen, sind sie doch so knapp, daß es kaum eine Familie geben kann, die vom Krieg nichts merkt. Um so wichtiger ist nunmehr die Beachtung jenes guten Rates, die Speisen möglichst ausgiebig zu kauen. Das gute Kauen bewirkt, daß die Speisen besser ausgenützt und kleinere Mengen benötigt werden, und daß Magen und Herz weniger belastet sind und Gesundheit und Wohlbefinden gefördert werden. Von verschiedenen Seiten wurde auf das „Kletschern“ aufmerksam gemacht und es wurde u. a. angeraten, wenn man sich an richtiges Kauen gewöhnen will, im Anfang zu zählen. Auf diese Weise wird ungefähr ein Drittel der Speisen gespart und die gesunde Verdauung gefördert. Wir weisen bei dieser Gelegenheit auch auf das im Verlage der „Badenia“ (Karlsruhe) erschienene Büchlein „Fünf Radikalmittel“ von Max Lehmann hin, das sich des Verdienstes rühmen darf, in volkstümlicher Weise auf die Bedeutung einer vernünftigen gesunden Lebensweise in diesem Krieg, darunter auch das richtige Kauen, aufmerksam gemacht zu haben.

* **Quacken, ein hochwertiges Futtermittel!** Der verhasste Feind aller Landwirte, die Quacken, sind berufen, uns in der Zeit der Futternapheit ein wertvolles Hilfsfutter zu sein. Quackenheit hat nach der Analyse der Versuchstation Pöschlin 4,93 Prozent verdauliches Eiweiß, 1,36 Prozent Fett und 45,44 Prozent Kohlehydrate, bei 37,3 Kilogramm Stärkerwerten im Doppelzentner, das ergibt einen Futtermwert, der dem besten Klebweizens in keiner Weise nachsteht. Selbstverständlich soll nun nicht etwa zum Quackenbau angeregt werden, im Gegenteil, dort wo sie vorhanden sind, werden sie nach wie vor mit allen Mitteln zu bekämpfen sein, aber gerade dieses Bekämpfen der Quacke kann mit ihrer Nutzbarmachung Hand in Hand gehen und durch die Gewinnung eines hochwertigen Futtermittels den großen Arbeitsaufwand bei der Vertilgung verbilligen. Die Hauptursache bei der Gewinnung von Quacken zu Futterzwecken ist die möglichst gründliche Entfernung von Sand und Erde. Zu diesem Zweck jagt man die bei möglichst trockenem Wetter zusammengefahrenen Quacke am besten durch die Dreschmaschine, oder man läßt sie auf der Diele durchdreschen. In diesem Zustande kann sie eventuell schon grün, zusammen mit Stroh und Heu an alles Vieh ohne Bedenken gefüttert werden, Schweine und Kinder nehmen sie auch gerne rein auf. Zur Heubereitung sind allerdings einige mechanische Hilfsmittel nicht zu entbehren. Zunächst müssen die Quacken zerleinert werden. Dies geschieht z. B. durch Reishölse, wie sie in Brennereiwirtschaften überall vorhanden sind, aber auch die gewöhnlichen Düngermühlen, aus denen man eine Quackenschwale entfernt, können erfolgreich Verwendung finden. Die zerleinerte Quacke muß schließlich getrocknet werden. Wo keine speziellen Trockenapparate vorhanden sind, bringe man sie in den Dufosen, oder auf dem Dampfessel, man muß dabei aber auch dafür sorgen, daß der sich naturgemäß bildende Wrasen genügend Abzug findet. Wer die Quacken nicht selbst verwenden will, kann sie auf jeden Fall bei der Firma Fehrenheil, Berlin-Lichterfelde, Ferdinandstraße 3, vorteilhaft abgeben und dadurch seinem Selbstbeutel eine ungeahnte Einnahme zuführen.

Rätsel.

Ist es der Gaul mit dem „g“, so gib es mit „f“ ihm zur Nahrung; Seh' in die Mitte den Fuß, lauschest du himmlischem Klang.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Geographischen Verschieberrätsels in voriger Nummer:

- Spanien
- Bulgarien
- Dresden
- Krems
- Stuttgart
- Böhmen
- Wien
- Sudeten.